

seinen Versammlungen für nicht hinreichend vorbereitet: „Wir können dieses Thema noch nicht auf der Demo bringen, weil einfach zu viele Menschen noch nicht reif dafür sind“, lässt er seine Chatfreunde wissen. Und vermutlich liegt er damit richtig: Bei vielen Versammlungsteilnehmern dürfte es sich um politisch weitgehend Ungebildete handeln – viele sind vermutlich Nichtwähler – und nicht nur dies verbindet die Corona-Leugner aus dem Südwesten mit den Wutbürgern der ostdeutschen Pegida-Bewegung: Querdenken bedeutet für die Verantwortlichen nicht nur, die Existenz des Corona-Virus zu bestreiten, sondern auch die Rechtmäßigkeit unseres Grundgesetzes infrage zu stellen. Und so meint Querdenken in Zeiten der Pandemie am Ende nichts weiter als unsolidarische Verantwortungslosigkeit.

## Was wir aus dem Corona-Jahr gelernt haben ✓

*Von Ines Schwendemann*

Nie ist mir Stille so laut vorgekommen, wie in den ersten Frühlingmonaten des Jahres 2020.

Konnte man im Januar und Februar noch von einem laut summen- den Getöse sprechen, verstummt die Welt im März nach einem lauten Paukenschlag vollends. Wörter wie „Lockdown“, „Risikogebiet“, „Maskenpflicht“, „Homeoffice“ und „Pandemie“ finden ihren Weg in die deutsche Alltagssprache, später auch in den Duden. Geschäfte und Restaurants schließen, offen hat nur noch was „systemrelevant“ ist. Zuhause bleiben lautet das gängige Credo, Straßen und Bahnen sind wie leer gefegt. Bis wir wieder aus dem Dornröschenschlaf erwachen, werden einige Monate vergehen. Dinge, die stets selbstverständlich schienen, sind plötzlich nicht mehr möglich.

An diesem Punkt möchte ich ansetzen und mich mit der Frage beschäftigen: Trotz aller Entbehrungen – was hat uns die Pandemie gelehrt?

Per Flugzeug, mit dem Campingbus oder mit dem Fahrrad – meine Generation reist unglaublich gerne. Wir sind aufgewachsen in dem Wissen, dass nichts unmöglich ist. Grenzen kennen wir eigentlich kaum mehr, außer wenn es eines Reisepasses bedarf. Doch plötzlich

ändert sich das alles. Klar wird das irgendwie erst, als am 16. März die Grenze zum Nachbarland Frankreich geschlossen wird. Plötzlich stehen dort Bundespolizisten und kontrollieren. Ins Elsass darf nur, wer einen triftigen Grund hat. Nie wurde der Begriff „Ausland“ so stark betont. Während wir jahrelang die Freundschaft zwischen den Ländern gepflegt hatten, beginnen die ersten Stimmen die Unterschiede hervorzuheben und von den „Anderen“ zu sprechen. Es wird distanziert, nicht zuletzt auch deshalb, weil das Coronavirus das benachbarte Land stärker getroffen hatte, als uns. Statt Solidarität spricht aus einigen Gesichtern der Grenzbewohner Angst, statt Anteilnahme erleben wir Distanz. Zu sehen ist das in dieser Zeit beispielsweise in Kehl, der „Vorstadt“ Straßburgs. Anfangs ist kaum jemand auf der Straße, ebenso auf dem Wochenmarkt und später in den wiedergeöffneten Geschäften, Cafés und Restaurants. Viele sind angewiesen auf die französischen Nachbarn, sehnen sich nach ihrer Rückkehr. Und gleichzeitig sind da andere, die gerne verzichten würden. Die die Ruhe loben, die an manchen Tagen unerträglich ist. Vielen ist gar nicht klar, wie viele Franzosen auf der anderen Rheinseite arbeiten, unterstützen, mithelfen – viele auch im Pflegebereich. Nach Regierungsvorgaben dürfen sie anfangs nicht einmal tanken oder in den Supermarkt. Sieht jemand dort ein Auto mit französischem Kennzeichen regt sich der Argwohn. Die Stadt lebt erst wieder auf, als die ersten Grenzbewohner wieder nach Deutschland kommen dürfen. Normalität kehrt ein, der Schrecken sitzt jedoch tief. Viele Menschen haben in einer Zeit Mauern gebaut, in der es eigentlich Grenzen zu überwinden galt. An diesen Mauern stehen auch Liebespaare aus zwei Nationen, die teils monatelang getrennt sind. Einige Monate später, als die Sommerferien rufen, ist von diesen Vorbehalten nichts mehr zu hören. Die Menschen wollen wieder in den Urlaub reisen – in Länder, deren Grenzen sie kaum wahrnehmen.

Es ist nicht das erste Mal, dass unsere Welt aus den Fugen gerät. Immer mehr verblassen die Erinnerungen an die zwei Weltkriege und die entbehrungsreiche Nachkriegszeit, die das Leben unserer Großeltern und Urgroßeltern auf den Kopf gestellt haben. Geschichtsbücher und Filme holen die Zeit hin und wieder zurück – so richtig vorstellen können wir Jüngeren uns das aber nicht mehr. Auch damals mussten Menschen auf vieles verzichten, Arbeitsplätze gingen verloren, die Wirtschaft ächzte. Und viele Menschen verloren ihr Leben. Ähnlich geht es uns auch in diesem Corona-Jahr – mit dem

großen Vorteil, dass wir nicht gegen, sondern mit der Welt kämpfen. In unserem Fall ist es jedoch eine Pandemie, die es zu besiegen gilt. Noch vor einem Jahr lief alles in den geregelten Bahnen – jetzt ist alles anders. Wir sind mit dem Unbekannten konfrontiert – denn mit einer weltweiten Pandemie hat fast keiner gerechnet. Schließlich kennen wir tödliche Krankheiten, wie die Pest oder die spanische Grippe, nur aus den Jahrhunderten die weit hinter uns liegen. In unserer modernen Welt erwarten wir viel. Täglich werden Fortschritte verlangt, ob von Politikern oder Wissenschaftlern. Dabei werden auch Fehler gemacht. Wir setzen unsere ganze Hoffnung in einen Impfstoff, fordern Geld für alle, haben Angst um unsere Arbeit, unser Leben und das unserer Liebsten. Wir merken, dass es uns viele Jahre lang gut ging – und die Wirtschaft dann doch nicht so stabil ist, wie immer vermutet. Unser Gesundheitssystem steht auf dem Prüfstand, Arbeitskräfte fehlen. Nicht zuletzt deshalb, weil in heutigen systemrelevanten Berufen jahrelang gespart wurde. Menschen machen Hamsterkäufe in Supermärkten, klauben Nudeln, Klopapier und Mehl zusammen, um bloß nicht zu wenig Zuhause zu haben. Und dann gibt es noch zahlreiche Zweifler: Gibt es diese Krankheit überhaupt? Wer könnte Schuld sein? Stimmen die Zahlen? Unruhe macht sich breit, ausgelöst durch Ängste und Sorgen, weil wir vieles nicht beeinflussen können und machtlos sind. Falsche Theorien brechen sich Bahn, den öffentlichen Medien wird nicht mehr getraut. Doch wem wird überhaupt getraut? Plötzlich sind alle Experten und die wirklichen Experten müssen sich Gehör schaffen um nicht unterzugehen – und sind sich dabei oftmals auch nicht einig. Die Regierenden stehen vor einer Herausforderung, denn kaum jemand von ihnen hat je so etwas erlebt.

Das Coronavirus wird per Tröpfcheninfektion verbreitet – zum Beispiel wenn wir reden, singen oder lachen. Das alles tun wir meist, wenn wir in Gesellschaft sind. Um die Krankheit einzudämmen, müssen wir nun öfters auf diese menschlichen Begegnungen verzichten. Feste fallen aus, darunter auch Hochzeiten oder Jubiläen. Vereine leiden unter Proben- oder Trainingsverbot, müssen an Hygienekonzepten feilen und sich jeden Quadratmeter Raum erkämpfen. Und wir merken auch, dass wir nichts mehr mit uns anzufangen wissen. Die Kinos sind zu, Bars und Clubs auch. Schwimmbäder, Bowlingbahnen und Kletterparks. Hobbys fallen weg. Was immer deutlicher hervortritt: Wir brauchen Gesellschaft, wir sind keine Alleinwandler. Umso schwieriger ist die Situation daher für diejenigen,

die keine Angehörigen mehr haben oder in Pflegeheimen, Krankenhäusern oder zuhause von ihren Liebsten getrennt werden. Diejenigen, die nicht mehr unter Leute kommen. Sie überrollt die Einsamkeit. Ähnlich geht es auch denen, die Angst vor einer Infektion haben oder positiv getestet wurden. Die wirksamste Methode, das Virus einzudämmen, ist die Isolation – doch wann wird die Isolation selbst zur Krankheit? Achtsamkeit ist das Gebot der Stunde. Wenn wir aufeinander aufpassen, können viele Maßnahmen entschärft werden. Dazu gehört aber auch der Gedanke: Welche Prioritäten haben wir im Leben und was ist uns unsere Gesundheit und die unserer Mitmenschen wert?

Was also hat uns die Coronapandemie gelehrt? Zum einen, dass unsere Welt nicht so grenzenlos ist, wie sie uns immer vorkam. In unserer globalisierten Welt sollten wir gemeinsam versuchen, diese Grenzen auch in Zukunft zu überwinden und miteinander statt gegeneinander zu arbeiten. Es ist geradezu erschreckend, wie schnell sich Misstrauen einnistet und Freundschaften zu anderen Nationen, die nur wenige Meter von uns entfernt leben, aufs Spiel gesetzt werden. Die Pandemie sollte zusammenschweißen und nicht trennen. Zum anderen haben wir auch gelernt, dass wir mit einer Situation konfrontiert sind, die es so noch nicht gab. Es ist ein Jahr, das in die Geschichte eingehen wird. Aus unseren Fehlern werden andere Generationen lernen, so wie wir es aus denen unserer Vorfahren gelernt haben. Wir müssen Verständnis zeigen, denen gegenüber die für uns forschen, regieren und berichten. Wir müssen einsehen, dass es nicht die eine Lösung gibt. Auch über uns selbst haben wir etwas gelernt – nämlich, dass wir einander brauchen. Distanz und Isolation sind zwar Mittel, um die Pandemie einzudämmen, sie sollten uns aber nicht vergessen lassen, dass wir alle auch Nähe brauchen. Zuletzt müssen wir auch erkennen, dass unsere Gesellschaft sich noch entwickeln muss. Nach wie vor stehen wir in Sachen Digitalisierung vor einer großen Herausforderung, an der wir auch in Zukunft arbeiten müssen. Vor allem hat uns die Pandemie aber eines gelehrt: Das alles schaffen wir nur, wenn wir uns gegenseitig schützen, respektieren und unterstützen. Am 9. Oktober 2020 titelt die Badische Zeitung über die Ortenau: „37 Neuinfektionen gemeldet – Siebentages-Wert steigt auf 41,25“. Immer mehr Großstädte überschreiten in diesen Tagen die Grenze von 50 Infektionen in einer Woche. Höchste Zeit, das Gelernte umzusetzen.